

Schlechte Aussichten

Privateigentum ist längst nicht mehr verpönt in Rußland. Doch was passiert, wenn es sich dabei um einen denkmalgeschützten Bau handelt? Der Staat und die Erben streiten sich um das Privathaus des berühmten Architekten Konstantin Melnikow.

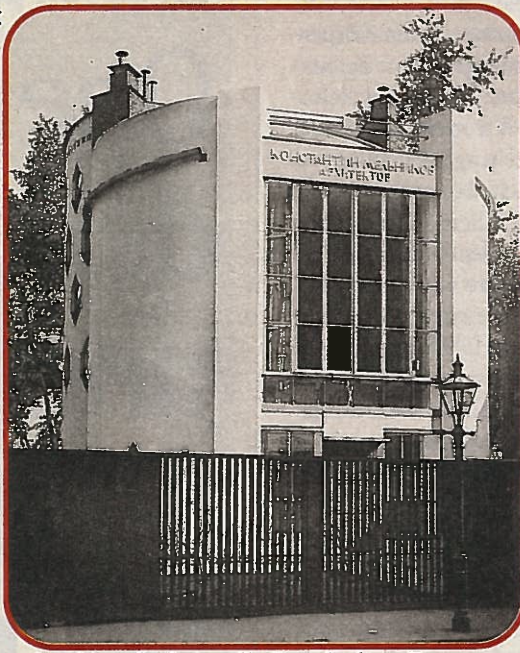
Vierzig Fenster in einem Raum. Und jedes hat sein eigenes Gesicht, durch das die Welt nach innen dringt: Himmel, Blätter, Wolkenkratzer, abbröckelndes Mauerwerk, goldene Kuppeln. Ausschnitte der Wirklichkeit, die je nach Standort des Betrachters wechseln. Doch weil der Raum rund ist, sind alle Bilder immer gleichzeitig sichtbar, wird das Schauen zum Spiel mit dem Kaleidoskop.

Man könnte Tage damit verbringen. Viktor Melnikow tut es. Er lebt seit sechzig Jahren in dem von seinem Vater erbauten Haus und kennt all seine Geheimnisse. Er weiß, wie man stehen muß, um die kleine grüne Kirche zu sehen, weiß, warum es im Wohnzimmer neben dem großen quadratischen noch ein kleines sechseckiges Fenster gibt.

»Als das Haus gebaut wurde«, erzählt er, »befand sich an dieser Stelle eine Öffnung in der Wand, durch die der Bauschutt in den Hof gekippt wurde. Eines Nachmittags sah Papa, wie gebündeltes Licht, einem Scheinwerfer gleich, auf den Fußboden fiel, und entschied, an dieser Stelle ein Fenster zu bauen, was zunächst nicht vorgesehen war.« Viktor Melnikow trägt ein weißes Hemd, hat vergessen, es in den Hosenbund zu stecken. Die Ränder sind ausgefranst. Als Pantoffel dienen ihm braune Halbschuhe, die an den Fersen heruntergetreten sind.

Der Vater hat, wie Skizzen belegen, das Domizil für sich und seine Familie von innen nach außen, um den häuslichen Herd, den selbstgesetzten Kachelofen, herum gebaut. »Papa war gelernter Ofenbauer, arbeitete in einer Heizungsbaufirma, bis der Besitzer ihn wegen seiner Begabung an die Lehranstalt für Malerei, Bildhauerei und Architektur schickte«, erzählt der Sohn.

Mit 27 entwarf der russische Architekt seine erste Fabrik, kurz danach, in Paris, stellte er bei der »Exposition Internationale des Arts Decoratifs« europäische Größen wie Hoffmann und Le Corbusier in den Schatten. Im revolutionären Moskau der zwanziger Jahre, während andere aus ihren Häusern vertrieben wurden, errichtete er mitten im Zentrum sein Privathaus. Der verrückte Grundriß – zwei ineinander übergehende Zylinder, von denen der hintere höher und von ungefähr sechzig Fenstern durchbrochen ist – wurde als formalistisch denunziert, war aber, wie heute zugegeben wird,



durchaus funktionell: Gerade diese Form ermöglichte es, bei maximaler Ausnutzung der Wohnfläche, den Mauerumfang gering zu halten. Das verhinderte eine zu große Abkühlung und trug dazu bei, was in Moskau nicht unwichtig ist, Heizkosten zu sparen.

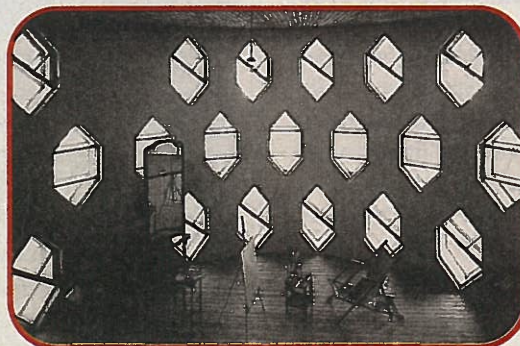
»Es ist reine Architektur, ohne Verzierungen«, kommentiert Viktor Melnikow das Haus. Als Mensch wie als Künstler ist der heute Achtzigjährige, der selbst malt, nie aus dem Schatten seines Vaters herausgetreten. Seine Bilder sind schneeweiß oder hell bis zur Farblosigkeit. Gegenstandslos, weil es in der Zeit der Kolchosbäuerinnen, Kosmonauten und anderen Heroen für ihn als Maler, wie er sagt, nichts zu erzählen gab.

Auch da sieht er Parallelen zum Schicksal des Vaters. Dieser wurde unter Stalin mit Berufsverbot belegt und schließlich aus dem Architektenverband der Sowjetunion ausgeschlossen. Vierzig Jahre lang saß er zu Hause herum. Untätig. Es kamen keine Besucher, die Fenster waren zugenagelt. Das Haus wurde zur Zelle im doppelten Sinn.

Heute liegen auf dem Eszimmertisch Papiere ausgebreitet, Zeitungsausschnitte,

Ein Kunstwerk verfällt:

Vierzig Fenster in einem Raum hat das Melnikow-Haus in Moskau, in dem heute der achtzigjährige Sohn des Erbauers wohnt.



Briefkopien, die ganze »Causa Melnikow«. Der Geschwisterstreit um das Erbe. Viktor Melnikow weist mit einer Geste der Hilflosigkeit darauf hin. Seit Eigentum in Rußland nicht mehr Schimpf und Schande bedeutet, erhebt seine Schwester Ludmilla Anspruch auf eine Hälfte des Hauses. Die ganze Zeit hindurch habe sie sich überhaupt nicht darum gekümmert, sei 1936 schon ausgezogen. Er dagegen habe sein ganzes Leben in diesem Haus verbracht, die Fußbodenbretter ausgebessert, die Fenster gedichtet, Kübel untergestellt, wenn es durch das defekte Dach hereinregnete.

Vier Metalltraversen stützen die Decke, doch schon lange wird nicht mehr gearbeitet. Immerhin gelang es in den letzten sieben Jahren, das Dach zu sanieren und die Zwischendecke vor dem Einsturz zu retten. Jetzt haben die Beamten vom Denkmalamt die Geduld verloren. Wenn das ein Privathaus ist, warum soll der Staat die Restaurierung bezahlen? fragen sie. Das Haus des berühmten Architekten stehe unter Denkmalschutz, also müßten die Behörden dafür sorgen, daß es der Nachwelt erhalten bleibt, sagt Viktor Melnikow. Dann solle er nicht so halsstarrig sein und sein Erbteil der Stadt abtreten, entgegen die Beamten. Man habe ihm schließlich eine Dreizimmerwohnung im Zentrum zum Tausch angeboten. Was will er mehr?

Die Zeit vergeht. Den hundertsten Geburtstag des Architekten hat die UNESCO 1990 zum Anlaß genommen, posthum sein Werk zu ehren. Im selben Jahr verklagte Ludmilla den Bruder. Seither wird hartnäckig prozessiert. Wie soll man ein solches Haus teilen? fragt Viktor. Mit welchem Geld soll er die Schwester ausbezahlen? Wer soll ein solches Haus kaufen? Und wer bestimmt den Preis?

Als der Tag in den Abend übergeht, fragt er, ob er Teewasser aufsetzen soll. Während er seinen Tee schlürft, schlägt Viktor das Gästebuch auf: »Die einfachste Form zu finden«, steht da in zügiger Handschrift, »ist das Schwerste. Melnikow zeigt uns Architekten heute noch, wie man bauen sollte.« Gezeichnet: ein Verehrer aus dem Westen.

Wie lange das Haus Besuchern noch zugänglich sein wird, weiß niemand. Auch der Sohn des großen Architekten nicht.

IRENE HANNAPI